

## Editorial

Ein Kind wird geboren – jemand sagt: „Es ist ein Mädchen“. Bereits in diesem Augenblick können eine Reihe von Prognosen formuliert werden. Mit einem weiblichen Körper zur Welt zu kommen, bedeutet z. B., daß die Chance groß ist, eine schlechtere Schul- bzw. Ausbildung zu erhalten als die gleichaltrigen Knaben, später weniger zu verdienen als Männer und im Alter an oder unter der Armutsgrenze zu leben; nicht gering ist ferner die Wahrscheinlichkeit, spezifische Formen von Gewalt zu erfahren. Im Hinblick auf solche Perspektiven läßt sich in der Tat – in Anlehnung an Freud – sagen, daß die Anatomie Schicksal ist. Zugleich ist freilich zu bedenken, daß die Ursache nicht in der biologischen Geschlechtszugehörigkeit liegt. Es gehört zu den grundlegenden Leistungen feministischer Forschung, die Problematik einer Naturalisierung gesellschaftlicher Normen durchschaubar gemacht zu haben. Wo immer versucht wird, differente Lebensmuster für Frauen und Männer aus dem biologischen Geschlechtsunterschied herzuleiten, handelt es sich, genau genommen, um den umgekehrten Vorgang, daß soziale bzw. symbolische Konstruktionen zuallererst in die Natur hineinprojiziert werden.

In den angelsächsischen Ländern hat sich eine sprachliche Differenzierung entwickelt: Das Wort „sex“ bezeichnet nun den biologischen Geschlechtsunterschied, während sich „gender“ auf die kulturell generierten Bilder des Weiblichen und des Männlichen bezieht. Die beiden ersten Beiträge in diesem Heft greifen diese Unterscheidung auf. *Marie-Luise Angerer* setzt sich dabei auch mit den Überlegungen Butlers und anderer auseinander, die diese Differenzierung mit der Begründung zurückweisen, daß der Naturbegriff seinerseits eine kulturelle Konstruktion darstellt.

Das Augenmerk feministischer Forschung richtete sich – auch im deutschsprachigen Raum – zunächst vorwiegend auf die soziale Bedeutung von Geschlecht. In einer Fülle von Detailstudien wurde untersucht, auf welche Weise die jeweiligen – historisch und kulturell variablen – Vorstellungen von geschlechtsspezifischen Rollen und Charaktereigenschaften die Lebensumstände von Frauen und Männern definieren. Simone de Beauvoir hatte das Phänomen der Zuschreibung bereits 1947 thematisiert, als sie notierte: „Man kommt nicht als Frau zur Welt, sondern wird es.“ – Die feministische Forschung zeigte ferner, daß die dichotomischen Modelle stets hierarchische Implikationen haben. Theoretische Anleihen bei Michel Foucault

regten dazu an, die Beziehung von Geschlecht und Macht herauszuarbeiten. *Barbara Hey* erläutert in ihrem Beitrag, wie Joan Wallach Scott diesen Zusammenhang analysiert.

Im Laufe der letzten Jahre wandte sich das Interesse feministischer Forschung immer mehr dem Körper zu. Erörtert wird nun, daß die leibliche Verfassung von Menschen nicht bloß auf natürliche Bedingungen zurückgeht. Die kulturell konstruierten Geschlechtsunterschiede bestimmen die Gestaltung und Wahrnehmung des Körpers – sie werden einverleibt. Unter diesem Gesichtspunkt wird der Körper zu einem Thema der historischen Geschlechterforschung. Paradigmatischen Charakter haben hier die Arbeiten *Barbara Dudens*. Diese machen nachvollziehbar, inwiefern Sprachgewohnheiten für die Erfahrung körperlicher Gegebenheiten ausschlaggebend sind.

Einige der folgenden Essays zeigen auf exemplarische Weise, daß sich im Kontext dieses Forschungsprojekts recht unterschiedliche Fragestellungen entwickelt haben. *Daniela Hammer-Tugendhat* untersucht die Darstellung des nackten Körpers in der Kunst. Anhand von Plastiken und Gemälden der Renaissance macht sie einsichtig, wie sich gesellschaftliche Normierungen ausdrücken. „Nacktheit kann ... eine geschlechtsspezifisch unterschiedliche, ja entgegengesetzte Bedeutung und Funktion haben ... Bei der männlichen Figur signalisiert der nackte Körper Autonomie ...; weibliche Nacktheit hat nichts mit Autonomie zu tun, sie ist verbunden mit Passivität.“ – *Karl Kaser* befaßt sich mit der „*viridjin*“ in den zentralen Balkangebieten. Es handelt sich dabei um Frauen, die die soziale Rolle von Männern übernehmen; sie waren in den männlichen Lebenszusammenhang eingebunden, gaben sich wie Männer und trugen auch Männerkleidung. Kaser zufolge entsprang dieses Phänomen der Notwendigkeit, „Fehler im System des Patriarchats zu beheben“. – Zwei der Beiträge geben Beispiele dafür, daß selbst die körperliche Konstitution unmittelbar auf gesellschaftliche Normvorstellungen für die beiden Geschlechter zurückverweist. *Sabine Fuchs* verfolgt die Geschichte des Frauenschwimmens in Österreich. Den Hintergrund bilden dabei Überlegungen aus dem 18. und 19. Jahrhundert, in welchen die sportliche Betätigung von Frauen unter dem Gesichtspunkt der häuslichen Lebenssphäre und des Gebärens erörtert wurde. *Richard Wall* geht der Frage nach, ob die Vorstellungen unterschiedlicher Geschlechtsrollen auch in der Ernährung von Kindern ihren Niederschlag fanden.

Einen anderen Akzent setzt *Annette Kliewer*. Sie untersucht die Bedeutung des Körpers in der feministisch motivierten Literatur der Jahrhundertwende. Dabei verfolgt sie, wie die „physische Erfahrung der Mutterschaft“ zum Fokus weiblicher Identität stilisiert wird, und sie ruft in Erinnerung, daß dieses Motiv auch für zeitgenössische Autorinnen, wie *Hélène Cixous*, maßgeblich ist. Damit wird eine Gefahr für feministische Theoriebildung deutlich: Die These von einer spezifischen weiblichen Körpererfahrung läßt – auch dann, wenn sie eine Aufwertung von Frauen intendiert – die in unserer Kultur dominanten Vorstellungen von Geschlechterpolarität unhinterfragt.

Herta Nagl-Docekal